

**ARBEITSBERICHT**

## **Immer der Karotte nach Ist die Wissenschaft eine prekäre Profession?**

Matthias Neis<sup>1</sup><sup>1</sup> Institut für Soziologie, Universität Jena**Kontakt**

Matthias Neis, MA  
Friedrich-Schiller-Universität Jena  
Institut für Soziologie  
Carl-Zeiß-Straße 2  
07743 Jena

Tel.: +49 (0)3641 9-45538

E-Mail: matthias.neis@uni-jena.de

**Zusammenfassung**

Wissenschaftliche Erwerbsarbeit ist von einer Schwebelage gekennzeichnet. Einerseits verfügen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler über eine hohe Arbeitsautonomie, erleben ihre Tätigkeit als sinnstiftend und sich selbst als Professionals. Andererseits leben sie sehr lange in materieller und perspektivischer Ungewissheit. Dieses Profil wirft die Frage nach dem prekären Potential wissenschaftlicher Arbeit auf. Der Beitrag ordnet wesentliche Ergebnisse der Prekarisierungsforschung und bezieht sie in einer ersten Näherung auf Charakteristika der Wissenschaft. Es wird deutlich, dass die subjektive Verarbeitung materieller und institutioneller Prekarisierungsrisiken zu einem dominanten Muster individueller Problemlösungsstrategien und Duldsamkeit führt, welches die Wahrnehmung kollektiver Handlungsoptionen behindert.

### **Chasing the carrot Is science a precarious profession?**

**Abstract**

Scientific work is characterized by a certain kind of abeyance. On the one hand scientific workers have a highly autonomous workplace, find their work to be meaningful and themselves to be professionals. On the other hand they have to live with financial insecurity and unclear prospects for a very long time. This profile lets one ask for the precarious potential of scientific work. This text aligns central findings of the scientific investigation of precariousness and in a first approach correlates them with the characteristics of science. It becomes obvious that the subjective procession of

material and institutional risks of precariousness lead to a dominant pattern of individual problem solving and forbearance which constrains the apperception of options for collective action.

„Carrotworkers“ (in etwa „Karottenarbeiter“) – so nennt sich eine Gruppe von jungen Akademikerinnen und Akademikern aus dem Großraum London, die im Kunst- und Kulturbereich arbeiten wollen (Carrotworkers 2009). Alles, was sie dort aber finden sind Praktika, meist schlecht oder gar nicht bezahlt. Dennoch lassen sie sich immer wieder auf solche Engagements ein, obwohl die Hoffnung, auf diese Weise eine Dauerbeschäftigung in einer Organisation oder Agentur zu ergattern mit der Zeit schwindet. Die gemeinsame Reflexion darüber, warum man trotzdem bereit ist, es immer wieder zu versuchen, prägte dann schließlich die Selbstzuschreibung „Carrotworkers“. Wie der Esel, der den Karren zieht, weil er immer die Karotte vor der Nase hat, ohne ihr wirklich näherzukommen, sind auch diese Leute bereit, materielle Probleme und hohe Belastungen in der Gegenwart in Kauf zu nehmen, weil die Zukunft im Erfolgsfall viele Versprechen bereithält. Die Hoffnungen und Erwartungen sind von Person zu Person unterschiedlich. Gemeinsam ist aber allen, dass ihr Beschäftigungsfeld für sie mehr ist als eine Möglichkeit, den Lebensunterhalt zu sichern – gerade das gelingt ja oft nicht. Ihre Arbeit trägt vielmehr ihre Motivation in sich selbst; sie ist sinnstiftend (zu Prekarisierungsrisiken in der Kulturwirtschaft siehe: Dörre/Neis 2008a).

Für jeden, der sich systematisch mit wissenschaftlicher Arbeit beschäftigt oder sie auch nur lange genug selbst ausgeübt hat, stechen einige Parallelen ins Auge. Bis der sogenannte wissenschaftliche Nachwuchs eine gesicherte Perspektive an den Hochschulen oder auch außeruniversitären Forschungseinrichtungen erreicht, muss er sich mit Kettenverträgen, häufigen Statuswechseln, formaler Teilzeitbeschäftigung und nicht selten mit

Phasen der Erwerbslosigkeit arrangieren (Bancherus u.a. 2009). Dennoch sind das Engagement und die Identifikation mit der eigenen Tätigkeit hoch, wie alle Untersuchungen zeigen (z. B. Teichler 2008, Grünh u. a. 2009). Auch die Wissenschaft sorgt für eine starke intrinsische Motivation und lässt am Horizont mögliche Belohnungen aufscheinen, die immer wieder zum Weitermachen motivieren. Sind die Carrotworkers also auch an den Hochschulen zu Hause? Vieles deutet darauf hin. Anders als bei den Londoner Praktikanten kommt unter Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern allerdings bisher kaum ein Diskussionsprozess darüber in Gang. Einer der Gründe dafür ist sicher das besondere Profil wissenschaftlicher Erwerbsarbeit und eine Entwicklung, die in den letzten Jahren aus dem sozialwissenschaftlichen Diskurs in eine breite öffentliche Debatte gedrungen ist: die Prekarisierung. Dieser Beitrag soll ein Licht auf die Frage werfen, wie prekär wissenschaftliche Arbeit ist und was daraus für die Gestaltung der Arbeitsbedingungen folgt. Zunächst aber muss geklärt werden, was der häufig schillernde Begriff „prekär“ überhaupt bedeutet.

### **Prekarisierung der Arbeitsgesellschaft**

Seiner etymologischen Bedeutung nach lässt sich „prekär“ mit „widerruflich“, „unsicher“ oder „heikel“ übersetzen. Aktuell wird der Begriff genutzt, um die Ausbreitung unsicherer Beschäftigungs- und Lebensverhältnisse zu thematisieren. Autoren wie Bourdieu (1998), Paugam (2000) oder Castel (2000) sehen darin den Kern der sozialen Frage des 21. Jahrhunderts. Tatsächlich basierte das Job-Wachstum in den EU-Staaten wie auch in Deutschland während der zurückliegenden Dekade in erheblichem Maß auf einem Zu-

wachs an flexiblen, überwiegend prekären Arbeitsverhältnissen. Dazu zählen Leih- und Zeitarbeit, befristete Beschäftigung und erzwungene Teilzeitarbeit ebenso wie Mini- oder Midi-Jobs, abhängige Selbständigkeit oder geförderte Arbeitsgelegenheiten („Ein Euro-Jobs“). Gemeinsam ist den prekären Beschäftigungsformen, dass sie oberhalb eines kulturellen Minimums nicht dauerhaft Existenz sichernd sind. Die nachfordistischen Arbeitsgesellschaften spalten sich zunehmend in Zonen unterschiedlicher Sicherheitsniveaus. Zwar befindet sich die Mehrzahl der abhängig Beschäftigten (2007: 74 Prozent) noch immer in einer Zone der Integration mit Normarbeitsverhältnissen und halbwegs intakten sozialen Netzen. Darunter expandiert jedoch eine „Zone der Prekarität“, die sich sowohl durch unsichere Beschäftigung als auch durch erodierende soziale Netze auszeichnet. Am unteren Ende der Hierarchie entsteht eine „Zone der Entkoppelung“, in der sich Gruppen ohne reale Chance auf eine Integration in den ersten Arbeitsmarkt befinden. Bei diesen Überzähligen der Arbeitsgesellschaft paart sich der Ausschluss von regulärer Erwerbsarbeit mit relativer sozialer Isolation.

Das Castelsche Zonenmodell ist eine heuristische Folie, deren Relevanz für die Bundesrepublik inzwischen durch empirische Forschungen belegt ist. Wichtige Ergebnisse der Prekarisierungsforschung lassen sich wie folgt resümieren (vgl. Castel/Dörre 2009):

- (1) Prekarität verfestigt sich mehr und mehr zu einer Lebenslage, die sich nicht nur durch materiellen Mangel, Unsicherheit, ungünstige Arbeitsbedingungen und Anerkennungsdefizite, sondern vor allem durch schwindende Möglichkeiten zu einer längerfristigen Lebensplanung auszeichnet.
- (2) Bei der Prekarisierung handelt es sich nicht mehr um ein Phänomen an den Rändern der Arbeitsgesellschaft. Neben

dem dauerhaften Ausschluss von Erwerbsarbeit und der Expansion unsicherer Beschäftigung sind die kollektiven Statusängste von Stammbeschäftigten ein zentraler Kristallisationspunkt von Prekarität.

- (3) Es gibt Gruppen, für die flexible Beschäftigung Freiheitsgewinn bedeutet. Solche Gruppen verfügen über finanzielle Ressourcen und Qualifikationen, die sie von der Sorge um die Subsistenz dauerhaft entlasten. Für die Masse der prekär Beschäftigten trifft das nicht zu; für sie wird Flexibilisierung zur „Flexploitation“, zur Überausbeutung durch Konzentration von sozialer Unsicherheit bei spezifischen Beschäftigtengruppen.
- (4) In Abhängigkeit von Alter, Haushaltsform, Geschlecht, Qualifikation, Region und Nationalität wird unsichere Beschäftigung höchst unterschiedlich verarbeitet. Je jünger und qualifizierter die Beschäftigten sind, desto größer ist die Hoffnung, den Sprung in eine Normbeschäftigung noch zu schaffen. Integration durch Teilhabe wird durch eine schwache, weil zu meist fiktive Integrationsform ersetzt.
- (5) Prekarisierung trifft auch solche Gruppen, die schon immer zu erheblichen Teilen von Normbeschäftigung ausgeschlossen waren (vor allem Frauen und Migranten). Frauen sehen sich freilich inzwischen selbst in traditionell weiblich dominierten Dienstleistungsbereichen mit männlicher Konkurrenz konfrontiert. Die Prekarisierung männlicher Beschäftigung läuft für Frauen, die sich selbst als „Zuverdienerinnen“ definieren, häufig auf eine Destabilisierung des gesamten Lebenszusammenhangs hinaus.
- (6) Entscheidend ist, dass Prekarität als ein Kontrollsystem wirkt, das auch formal integrierte Gruppen diszipliniert. Die Prekarier vor Augen, erscheint die Festanstellung als ein Privileg, das es unbe-

dingt zu verteidigen gilt. Gegenüber dem Wunsch nach einer sicheren, gut bezahlten Beschäftigung verblasen qualitative Ansprüche an die Arbeitstätigkeit. Auf diese Weise forciert die Prekarisierung auch innerhalb der Stammebelegschaften einen Trend zur Produktion „gefügiger“ Arbeitskräfte.

### **Wissenschaftliche Arbeit und Prekarität**

Versucht man diese Befunde auf die Wissenschaft zu beziehen, so ergibt sich ein differenziertes Bild. Auf der einen Seite steht der Alltag kreativer Arbeit, der geprägt ist von einem geringen Formalisierungsgrad, hoher sozialer Integration und Selbstorganisation. Wie, wann und wo gearbeitet wird, bleibt dem Wissenschaftler oder der Wissenschaftlerin weitgehend selbst überlassen. Ähnlich wie Flexibilisierungsgewinner in der Privatwirtschaft, etwa Freelancer in der IT-Branche, würden Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler in der Mehrzahl die Begrenzungen eines klassischen, weitgehend regulierten Arbeitsverhältnisses für sich gar nicht akzeptieren, weil es sie bei ihrer Tätigkeit behindert. Arbeit ist für sie eben nicht nur Erwerb, sondern intrinsisch motiviert und mit einer hohen Sinnhaftigkeit aufgeladen.

Auf der anderen Seite steht zum Beispiel die Wirkung des Matthäus-Prinzips, wie es Merton (1985) beschrieben hat. Die namensgebende Bibelstelle „Wer da hat, dem wird gegeben“, bedeutet bezogen auf die Wissenschaft: Je arrivierter eine Wissenschaftlerin oder ein Wissenschaftler ist, umso leichter fällt es ihm oder ihr, weitere Reputation zu erlangen. Dieser Mechanismus hat weitreichende Folgen. Er zwingt in letzter Konsequenz den wissenschaftlichen Nachwuchs, sein Fortkommen an einen Mentor oder eine Mentorin zu binden. Nur aus dem Windschatten ausgewiesener Experten heraus ist der sukzessive Aufbau eines eigenen wissenschaftlichen Namens erfolgversprechend. In

mehrfacher Weise wird also der hohe Grad an Autonomie, die wissenschaftliche Arbeit eigentlich auszeichnet, durch ihren eigentümlichen Reproduktionsmodus relativiert.

Die Frage, ob wissenschaftliche Erwerbsarbeit eher zum Freiheitsgewinn durch Flexibilisierung oder zur „Flexploitation“ tendiert, ist daher nicht eindeutig zu beantworten. Allerdings sprechen die geschilderten Indizien dafür, dass das Prekarisierungspotential in der Wissenschaft durchaus hoch ist. Unter den hochqualifizierten Berufsgruppen lässt sich schwerlich eine vergleichbare finden, die in ähnlicher Weise dauerhaft von Unsicherheit begleitet wird und die gleichzeitig so wenig darüber reflektiert. Prekarität ist ein Phänomen, das die meisten Wissenschaftler kaum auf sich und ihre berufliche Situation beziehen würden. Das gilt selbst für diejenigen, die tagtäglich mit dem Begriff arbeiten. Eine Ursache für diese eigentümliche Selbstwahrnehmung liegt zum Teil sicher in der beschriebenen langen Qualifizierungsphase. Der Begriff „wissenschaftlicher Nachwuchs“ verdeutlicht bereits, dass das deutsche Wissenschaftssystem prinzipiell nur Professorinnen und Professoren kennt und solche, die es noch werden wollen. Wissenschaftliche Arbeit unterhalb der Professur ist dementsprechend immer Arbeit an der eigenen Qualifikation, ganz gleich, ob sie auf einer Qualifikationsstelle, im Zusammenhang eines Projektes oder im Rahmen eines Stipendiums verrichtet wird. Eine dauerhaft unsichere Beschäftigung, gar unterbrochen durch Arbeitslosigkeit, belastet zwar, kann aber stets als Schritt zur nächsten Qualifizierungsstufe gerechtfertigt werden. Die meisten Wissenschaftler befinden sich subjektiv immer in einer Entwicklung, an deren Ende implizit die Professur oder eine vergleichbare Tätigkeit steht. Dieser lange Qualifizierungsweg mit vielen Zwischenschritten dämpft die Wahrnehmung der eigenen Prekarisierungsrisiken. Der „Kunst

des Wartenlassens“, die Bourdieu (1988) bei den Professoren ausgemacht hat, steht also bei den Nachwuchswissenschaftlern eine mindestens ebenso große „Kunst des Wartenkönnens“ gegenüber.

### Das „Prinzip Karotte“

Diese Bedingungen wissenschaftlicher Erwerbsarbeit können erklären, warum das „Prinzip Karotte“ in der Wissenschaft möglicherweise noch besser funktioniert, als in anderen Bereichen, in denen kreativ gearbeitet wird. Kurzfristige Erfolge und langfristige Hoffnungen machen die unsichere Lebenssituation erträglich; mehr noch, diese scheint den wissenschaftlichen Lebensstil in gewisser Weise erst zu ermöglichen. Dies verknüpft mit den persönlichen Abhängigkeiten, die die wissenschaftliche Reproduktionsweise insbesondere in Deutschland kennzeichnen, sorgt für eine hohe „Duldsamkeit“ beim wissenschaftlichen Nachwuchs (Dörre/Neis 2008). Das bedeutet jedoch nicht, dass kein Bewusstsein für die Probleme bestünde. Dafür ist die Ungewissheit eine zu unmittelbare und allgegenwärtige Erfahrung. Sie führt allerdings angesichts des von Individualismus und hohem Professionalitätsanspruch geprägten Selbstbilds der meisten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler vor allem zu individuellen Lösungsstrategien. Wenn die Chancen knapp sind, so lautet die verbreitete Schlussfolgerung, gilt es zunächst, die eigenen zu wahren. Um das Bild vom Anfang wieder aufzunehmen, gleicht dies dem Verhalten des Esels, der die Tatsache, dass er der Karotte nicht näher kommt, mit verdoppelter Anstrengung quittiert. Der amerikanische Wissenschaftler Cary Nelson hat dies zu der Bewertung verdichtet:

„Most of what we do every day perpetuates – indeed, normalizes – every inequity and every abuse presently structured in academic employment. We have met the enemy, but we

will not admit that it is us.“ (Bousquet 2008, xvii).

Im Sinne einer Entprekarisierung wissenschaftlicher Erwerbsarbeit wäre es demzufolge sinnvoll, wenn diejenigen, die im Geschirr stehen gelegentlich innehielten und den Kopf hochnahmen. Dabei könnte man nicht nur entdecken, wer die Angel mit der Karotte in der Hand hält, sondern auch, das sich ringsum viele andere Gespanne in einer ganz ähnlichen Situation befinden. Abseits von solchen möglicherweise wünschbaren Entwicklungen bleibt es ein Auftrag an die Forschung, den besonderen Charakter wissenschaftlicher Erwerbsarbeit genauer zu beschreiben. Die Ergebnisse der Prekarisierungsforschung bieten dafür wichtige Anhaltspunkte (vgl. Dörre/Neis 2008b). Sie können etwa helfen, eine Typologie wissenschaftlicher Erwerbsarbeit zu entwickeln, die den relativ unspezifischen Sammelbegriff des wissenschaftlichen Nachwuchses um neue und aussagekräftigere Beschreibungen ergänzt.

### Referenzen

1. Banscherus U, Dörre K, Neis M, Wolter A (2009): Arbeitsplatz Hochschule: zum Wandel von Arbeit und Beschäftigung in der „unternehmerischen Universität“. Memorandum des Arbeitskreises Dienstleistungen, Friedrich-Ebert-Stiftung, Abteilung Wirtschaft- und Sozialpolitik, Bonn
2. Bourdieu P (1998): Prekarität ist überall, In: Gegenfeuer. Wortmeldungen im Dienste des Widerstands gegen die neoliberale Invasion, Universitätsverlag, Konstanz, 96-102
3. Bourdieu P (1988): Homo Academicus, Suhrkamp, Frankfurt/M
4. Bousquet M (2008): How the University Works. Higher Education in the Low Wage Nation, New York University

- Press, New York/London
5. Carrotworkers (2009): Carrotworkers' Collective. <http://carrotworkers.wordpress.com> (22.11.2009)
  6. Castel R, Dörre K (2009): Prekarität, Abstieg, Ausgrenzung - Die soziale Frage am Beginn des 21. Jahrhunderts, Campus, Frankfurt/M
  7. Castel R (2000): Die Metamorphosen der sozialen Frage. Eine Chronik der Lohnarbeit, Universitätsverlag, Konstanz
  8. Dörre K, Neis M (2008a): Zum Beispiel Kulturakteure. Der Bedeutungswandel von Erwerbsarbeit und seine Verarbeitung. In: Boellert A, Thuncke I (Hrsg.): Kultur und Wirtschaft. Eine lukrative Verbindung. Talheimer-Verlag, Mössingen-Talheim, 196-203.
  9. Dörre K, Neis M (2008): Forschendes Prekariat? Mögliche Beiträge der Prekarisierungsforschung zur Analyse atypischer Beschäftigungsverhältnisse in der Wissenschaft. In: Klecha S, Krumbein W: Die Beschäftigungssituation von wissenschaftlichem Nachwuchs. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden, 127-142.
  10. Grün D et al. (2009): Der wissenschaftliche Mittelbau an deutschen Hochschulen – Zwischen Karriereaussichten und Abbruchtendenzen. Studie im Auftrag der Vereinten Dienstleistungsgewerkschaft – ver.di, Berlin
  11. Merton R (1985): Entwicklung und Wandel von Forschungsinteressen. Aufsätze zur Wissenssoziologie, Suhrkamp, Frankfurt/M
  12. Paugam S (2000): Le salarié de la précarité. Presses Universitaires de France, Paris
  13. Teichler U (2008): Academic Staff in Germany: per aspera ad astra? In: Research Institute for Higher Education. Hiroshima University (Hrsg.): The Changing Academic Profession in International Comparative and: Quantitative Perspectives, Hiroshima University, Hiroshima, 131-152

Eingereicht: 24.11.2009, nicht peer reviewed, online veröffentlicht: 24.11.2009, Layout: Wilfried Honekamp, Korrektorat: Nicoletta Wojtera.

Zu zitieren als:

Neis M: Immer der Karotte nach – Ist die Wissenschaft eine prekäre Profession? Zeitschrift für Nachwuchswissenschaftler 2009/1(1)

Please cite as:

Neis M: Chasing the carrot - is science a precarious profession? German Journal for Young Researchers 2009/1(1)

URL: <http://www.nachwuchswissenschaftler.org/2009/1/90/>

URN: urn:nbn:de:0253-2009-1-90